



ELA MAUS

Zwillings  
HERZEN

WENN WIR GLAUBEN



ELA MAUS

Zwillings  
HERZEN

WENN WIR GLAUBEN



Ela Maus

# **Zwillingsherzen**

## **Wenn wir glauben**

»Ein reicher Mann ist oft nur ein armer Mann mit sehr viel Geld.« - Aristoteles Onassis Zwillingsherzen ist den vielen hungernden Menschen auf unserer Erde gewidmet.

BookRix GmbH & Co. KG  
80331 München

## Heimatort

*Hagen, Deutschland, im Juli 2186*

»Danke für den Kuchen, er war sehr lecker«, sagte ich herzlich, klopfte Fredi auf die Schulter und nahm meinen leeren Teller auf, um ihn in die Küche zu bringen.

Sie lächelte mich breit an. »Immer gerne. Karottenkuchen ist einfach das Beste. Für die Seele *und* für den Magen.«

»Da hast du recht«, sagte ich, ehe ich mich von meinem Platz im Stuhlkreis erhob. Ich konnte nicht behaupten, dass Fredis Geburtstagskuchen meine Seele bemerkenswert beflügelt hatte, doch satt machte er allemal. Mir kam es vor, als hätte er meinen Bauch vollständig ausgefüllt. Andere hatten sich gleich drei Stücke genommen. Jedoch weniger wegen des Geschmacks als vielmehr, weil sie an einem Freitagabend nicht allein Zuhause sitzen wollten. Das spätnachmittägliche Kuchenessen hatte die Zeit angenehm vertrieben. Obwohl ich seit meiner Rückkehr nach Deutschland mehr denn je das Gefühl hatte, von keinem Menschen verstanden zu werden, hatten die Mitglieder des *Heimatorts* eine unbestreitbare Gemeinsamkeit mit mir: Außerhalb des Sitzungsraumes fühlten wir uns allesamt einsam. Das konnte ich nicht leugnen und daher verbrachte ich meine Zeit gerne mit ihnen.

Viele waren bereits in die kleine Gemeindegüche gegangen, um das dreckige Porzellan in die Spüle zu bringen. Als ich mich ebenfalls zur Küche umdrehte, stand John plötzlich vor mir. Der Leiter unseres Sitzungskreises lächelte mich gütig an und deutete auf meinen Stuhl. »Hast du noch eine Minute?«

»Klar«, murmelte ich und ließ mich gleich wieder sinken. »Schieß los.«

John nahm den Platz von Fredi ein, nachdem sich diese zur Küche aufgemacht hatte. Seine dunkelbraunen Augen

legten sich warmherzig auf mein Gesicht, während er seine Hände ineinander faltete, wie er es ständig tat, bevor er seine Stimme erhob. »Du hast doch erzählt, dass dich MIN um ein Interview gebeten hat. Mir ist heute wieder eingefallen, dass der Termin bald stattfindet. Was ist daraus geworden?«

»Oh«, stieß ich instinktiv hervor. Das Interview mit dem Fernsehsender hatte ich längst aus meinen Gedanken verbannt, nachdem vor einigen Wochen die Einladung bei mir eingegangen war. »Gar nichts. Ich habe ihnen nicht geantwortet.«

»Wie? Ich dachte, du wolltest es dir überlegen.«

»Das habe ich auch.« Ich riss meinen Blick von den Krümeln auf meinem Kuchenteller los, um John zu fixieren. »Und herausgekommen ist, dass ich nicht ins Fernsehen will.«

»Verstehe«, murmelte er. Es hörte sich an, als wäre sein Satz noch nicht fertig, doch sein Mund schloss sich.

Daher vollendete ich ihn für John: »Aber gut findest du es nicht.«

Er zuckte die Schultern. »Ich denke, es wäre deine Chance, der Öffentlichkeit zu zeigen, dass es dir gut geht. Sie werden sonst nie damit aufhören, wilde Spekulationen über deinen Fall anzustellen.«

Meine Lippen pressten sich hart aufeinander. Seit zwei Monaten war ich aus dem Armen-Land Kapstadts befreit. Seit zwei Monaten befand ich mich wieder in Deutschland. Und genau seit diesem Zeitpunkt zerrissen sich die Medien ihre Mäuler über jeden noch so kleinen Hinweis auf meine Existenz. Die Armen-Debatte, welche durch meine Entführung ins Rollen gebracht worden war, kursierte seither in jedermanns Munde. Jeder wollte wissen, wie es mir ging, dabei hatte keiner eine Ahnung davon, was mich wirklich beschäftigte. Und das waren nicht die Armen aus Kapstadt.

Genaugenommen versuchte ich mit aller Kraft, nicht an sie zu denken. Ich wollte nicht daran erinnert werden, wie ich mich auf einen Deal mit Eric eingelassen hatte. Dieser war nicht nur der Grund für Russles Überleben, sondern auch dafür, dass meine Rückkehr ins Reichen-Gebiet trotz Erics Bemühungen unmöglich geworden war. Er hatte ja nicht ahnen können, dass in der Zwischenzeit die Durchgangstore der Mauer von Polizisten geschlossen werden würden. Alles nur, weil Nishan den Beamten weisgemacht hatte, er würde mich bis zur Zahlung eines Lösegeldes festhalten. Ich wollte mir nicht in Erinnerung rufen, wie ich durch Ricardos Verrat in Nishans Finger geraten war. Wie mich mein Traum von einem bevorstehenden Massaker dazu gedrängt hatte, zu fliehen, anstatt von dem Polizisten Friedlin Zeppler aus dem Armen-Gebiet gerettet zu werden. Und wie durch all diese Geschehnisse ein Bandenkrieg ausgebrochen war, dessen Ausgang ich bis heute nicht kannte.

Tag für Tag versuchte ich verzweifelt, die Vorkommnisse nicht in den Vordergrund meines Gedächtnisses einziehen zu lassen. Denn sie alle liefen unweigerlich auf ein und denselben Punkt zu: Eric McLeen. Der düstere Mann, dessen Nähe mir fehlte wie die Luft zum Atmen. Ich vermisste seine Wärme, seine Stimme, seine starke Präsenz, seinen Herzschlag. Alles an ihm fehlte mir. Und die Gewissheit, nichts an unserer Trennung ändern zu können, schmerzte in jeder Faser meines Körpers. Daher verbannte ich die Gedanken an ihn und die Entführung. Ich konnte es mir nicht leisten, vor Wehmut zu zerbrechen. Es gab etwas Wichtiges, auf das ich mich konzentrieren musste.

»Ich habe anderes zu tun, John«, erklärte ich bitteren Tons. »Zum Beispiel will ich nochmal die Polizeiakte über Cley durchsuchen. Vielleicht habe ich irgendwas übersehen.«

Er stöhnte auf. »Ach Cleo. Du hast sie bereits dreimal gelesen. Außerdem wird dir das Interview keine Steine in

den Weg legen, was deine ...«, er zögerte, »Bemühungen angeht.«

»*Bemühungen*«, wiederholte ich düster. »Wie du es sagst, klingt es, als wären sie völlig vertan.«

»Bislang sind sie das ja auch, oder nicht? Du bist kein bisschen vorangekommen.«

Ich schnaubte, konnte jedoch nichts Widerlegendes entgegenen, da er recht hatte. John wusste alles. Nach meiner Ankunft in Deutschland hatte ich tagelang damit gerungen, was ich tun sollte. Hatte geweint und zum Himmel gefleht, dass mir von irgendwo her ein Hinweis zuflog, aber es war nichts passiert. Meine Nächte waren schwarz wie eh und je, rein gar nichts deutete daraufhin, dass ich jemals Visionen gehabt hatte. So, als wären Eric und ich uns niemals über den Weg gelaufen. Mich daher jemanden anzuvertrauen, der mir vielleicht helfen konnte, war somit nur logisch, oder?

Zuerst hatte ich es bei meinen Eltern versucht. Wer, wenn nicht sie, würden alles dafür geben, um herauszufinden, was wirklich mit Cley geschehen war? Mit ihrem einzigen Sohn? So hatte ich gedacht. Die Realität sah jedoch anders aus: Sie hatten mich für verrückt erklärt; mir versucht weiszumachen, dass meine Visionen Wahnvorstellungen waren, die mein Verstand wegen des Traumas der Entführung heraufbeschwor. Eric war für sie ein Heuchler, der mir schöne Augen gemacht hatte, damit ich Nishan an seiner statt verpiff. Und Cley war schlichtweg tot. Sie glaubten mir kein Wort von dem, was er mir gesagt hatte; wollten es einfach nicht wahrhaben. Immerhin gab es keinerlei Grund dafür, dass ihn irgendwer hätte umbringen wollen, was mir genauso klar war wie ihnen. Doch im Gegensatz zu Mama und Papa wusste ich, dass meine Träume keine Hirngespinnste gewesen waren. Cley war umgebracht worden, daran glaubte ich fest. Denn wieso sollte mein Bruder mich belügen?

Meine Eltern waren nie in den Genuss einer Zwillingsverbindung gekommen. Die Beziehung zwischen Cley und mir war die Einzige, die sie jemals mitbekommen hatten, und sie hatten diese mit größtem Respekt behandelt. Zu hören, dass ich mich mit Eric genauso - wenn nicht sogar noch stärker - verbunden fühlte, hatte sie geschockt und eine Trotzreaktion hervorgerufen, nach der sie fortan jedes meiner Worte als absurd abstempelten. Hilfe bekam ich von ihnen nicht.

Mit der Polizei verhielt es sich ebenso. Zugegeben - dort hatte ich nicht einmal um Unterstützung gebeten. Nach der Reaktion meiner Eltern war mir sofort klar gewesen, dass die Kommissare in meinen Erläuterungen nichts weiter als ein Trauma der Entführung sehen würden. Es hatte damals keinerlei Hinweise darauf gegeben, dass Fremdeinwirkung Cleys Unfall verursacht hatte. Sie würden daher keinen Finger krummmachen, nur weil die hinterbliebene paranoide Schwester behauptete, ihrem toten Bruder im Traum begegnet zu sein.

Also war ich zu dem einen Menschen gegangen, der niemals in seinem Leben eine Zwillingsverbindung hinterfragt hätte: John. Er war die dritte und letzte Person, der ich alles bis ins kleinste Detail erzählt hatte. Und neben seiner Zwillingsfrau Marry, die von ihm in Kenntnis gesetzt worden war, war er auch der Einzige, der mir glaubte. Angefangen mit der Entführung, über alles hinweg, was vor meiner Befreiung passiert war, bis hin zum letzten Traum hatte ich ihm jeden Augenblick geschildert. Genauso Cleys verzweifelten Ausruf: *Du musst dafür sorgen, dass sie es nicht umsonst getan haben. Mich umgebracht.* Ja - und genau deswegen würde ich alles daran setzen, die Wahrheit aufzudecken. Doch wie sollte ich das anstellen, wenn ich nicht mal wusste, *wieso* es hatte passieren müssen? Geschweige denn, wer es getan hatte?

John half mir dabei, es herauszufinden. Zumindest hatte er es versucht, bis wir nach wochenlangen Recherchen und

unzähligen enttäuschenden Sackgassen eingesehen hatten, dass wir auf diesem Wege nicht weiterkamen. Das war der Zeitpunkt gewesen, als er aufgegeben hatte. Seither machte ich auf eigene Faust weiter, nur dass mir das genauso wenig brachte wie zuvor. Ich stand noch immer bei Null und wurde das erdrückende Gefühl nicht los, dass es auf ewig so sein würde.

Nachts ließen mich meine kreisenden Gedanken nicht schlafen. Da war ein allumfassendes Gefühl, das sich in mein Herz fraß wie ein tödlicher Parasit: Sehnsucht. Sie füllte mich vollends aus, sobald ich zur Ruhe kam, und verschwand nur schwerlich, wenn ich mich beschäftigte. Also tat ich alles in meiner Macht Stehende, um irgendetwas Neues über Cleys Tod herauszufinden. Tag und Nacht.

»Cleo«, holte mich John zurück in die Realität. Seine Stimme war weich geworden und er legte seine Hand sanft auf meine, die wie versessen den Kuchenteller umklammert hielt. »Ich meine doch nur, dass es dir guttun würde, wenn du mal wieder an etwas anderes denkst, als an Cley. Vielleicht hilft es dir, dich ein bisschen mehr auf dein eigenes Leben zu konzentrieren, statt auf seines. Was ist mit Eric? Hat er es nicht verdient, dass du eure gemeinsame Zeit reflektierst? Das Interview ist dafür ein guter Anlass.«

*Ach Eric.* Alles in mir zog sich zusammen, wenn ich seinen Namen hörte. Der Diebesboss war seit meiner Ankunft in Deutschland in weite Ferne gerückt. So weit, dass ich mich kaum lebendig fühlte, wenn ich an ihn zurückdachte. Er kam mir vor wie ein Mythos, der in meiner Seele ein tiefes, blutendes Loch hinterlassen hatte.

»Ich glaube kaum, dass sie mich nach Eric ausfragen«, entgegnete ich säuerlich.

»Aber nach deinem Entführer.«

»Na und? Dass er mehr für mich war, kann ich wohl kaum im Fernsehen erzählen. Jeder würde mich für verrückt erklären.« Aufgebracht spannte ich meinen ganzen Körper an, ehe mir wieder einfiel, dass wir im Sitzungsraum nicht

allein waren. Jedoch hörte uns niemand zu. Die anderen räumten auf, unterhielten sich dabei und schenkten uns keinerlei Beachtung. Es war gut so.

»Natürlich nicht. Ich weiß, was wir darüber besprochen haben. Aber vielleicht kannst du für ein paar Menschen ein neues Licht auf die Armen-Debatte werfen, indem du ihnen erläuterst, wie du dazu stehst.«

»Das weiß ich nicht einmal, John. Der Sender hat mir einen Fragenkatalog mitgeschickt, mit den Fragen, die gestellt werden, und ich habe keine Ahnung, wie ich sie beantworten soll. Ich will das einfach nicht machen.« Mit diesen Worten zog ich meine Hand mit dem Kuchenteller weg und schlug meine Beine abweisend übereinander.

Er seufzte. »Okay okay. Ich habe trotzdem einen letzten Vorschlag für dich.« Stöhnend wandte ich den Blick ab, ließ John jedoch ausreden: »Wie du weißt, fahren Marry und ich morgen in den Urlaub. Das Interview ist nächstes Wochenende, richtig? Also kann ich dir heute noch beim Ausfüllen des Fragenkatalogs helfen. Marry macht später Lasagne und ich lade dich herzlich dazu ein, mit uns zu essen. Bei mir Zuhause. Du bringst die Fragen mit und wir gehen sie gemeinsam durch; in aller Ruhe und völlig zwanglos. Wenn du danach weiterhin der Meinung bist, dass du das Interview nicht machen willst, werde ich es nie wieder ansprechen.«

Jetzt sah ich ihn prüfend an. Meinte er das ernst? Ein Abendessen bei ihm und seiner Zwillingfrau? In all der Zeit, die ich ihn nun kannte, war ich nie bei ihm Zuhause gewesen. Wir hatten uns zwar oft zusammengesetzt und lange, ausführliche und emotionale Gespräche geführt, jedoch hatten wir uns dazu stets in den Gemeinderäumen getroffen. Sie waren der Rückzugsort, den ich mit Johns angenehmer Gesellschaft verband.

»Na gut«, murrte ich. Ich hatte nichts Besseres zu tun, denn bisher hatte ich die Arbeit in meinem alten Ausbildungsbetrieb nicht wieder aufgenommen, weshalb mir

viel Zeit blieb, mich mit Cleys Tod zu befassen. Er war alles, was meinen Tag füllte, wenn ich nicht gerade im *Heimatort* war. Etwas anderes täte mir vielleicht wirklich ganz gut. Einen Versuch war es jedenfalls wert.

John begann strahlend zu lächeln. »Sehr gut. Dann um sieben bei mir?«

»Okay.« Danach erhob ich mich, um den Teller endlich in die Küche zu bringen. Im Hintergrund hörte ich, wie er sich von anderen verabschiedete, ehe er in seinen Wohnbereich verschwand, der unmittelbar über den Gemeinderäumen lag. Ich wusste daher, wo ich in zwei Stunden hinkommen musste.

Sobald ich in die Küche trat, streckte Nadia ihre mit Schaum beschmierten Hände nach meinem Kuchenteller aus. Sie tunkte ihn in das tiefe Spülwasser und lächelte mich an, als würde es sie unheimlich glücklich machen, die Essensreste anderer Menschen wegzuwischen. Vielleicht war es so. Und möglicherweise war das der Grund dafür, dass es in der Gemeindeküche keine Spülmaschine gab, wie es heutzutage in fast jedem Haushalt üblich war.

»Danke«, sagte ich.

»Kein Problem. Sag mal, kommst du eigentlich mit in die Bar gegenüber? Wir wollen noch auf Fredis Geburtstag anstoßen.« Ihre goldblonden Strähnen fielen bis in ihr Gesicht, als sie es nach unten beugte, um alle Reste beim Spülen zu erwischen. Sie war eine zierliche, schmale Frau mit vielen Sommersprossen, die sie trotz ihres vorangeschrittenen Alters jung aussehen ließen. Ich mochte sie, weil sie herrlich unkompliziert war.

»Oh, ich kann leider nicht.« Ihr kurzer Blick fragte nach der Begründung, deswegen schob ich knapp hinterher: »Ich treffe mich gleich nochmal mit John, um einen Fragekatalog für ein Interview durchzugehen.«

Sie zog ihre Augenbrauen interessiert nach oben. »Wow, ihr seid ja ambitioniert für freitagabends. Vor allem, da der Gute ja morgen für zwei Wochen in die Berge fährt.

Beneidenswert. Na ja, da kann man nichts machen. Aber wenn du fertig bist und wir noch immer drüben sitzen, darfst du gerne auf einen Gute-Nacht-Drink hinzustoßen.«

»Ja, das wäre super.« Ich lächelte milde, doch eigentlich hoffte ich, dass die Gruppe nicht mehr dort sein würde, wenn ich den *Heimatort* heute Abend verließ. Die Bar, von der Nadia sprach, lag genau gegenüber, auf der anderen Straßenseite. Ihre gesamte Front bestand aus Glas, sodass mich Nadia und die anderen sowohl ankommen wie auch gehen sehen würden. Ich hätte daher keine andere Wahl, wie nach meinem Abendessen zu ihnen zu stoßen, wenn sie immer noch dort saßen. Dabei hatte ich nicht sonderlich Lust auf einem Drink. Seit ich Südafrika verlassen hatte, hatte ich keinen Tropfen Alkohol getrunken. Es würde mich zu sehr an die Nacht im Club des Kapstädter Armen-Viertels erinnern. Jene Nacht, in der ich Eric zum ersten Mal geküsst hatte. Allein der Gedanke daran brach mir das Herz.

Und es gab noch etwas, das mich davon abhielt, je wieder einen Fuß in die besagte Bar zu setzen. Cleys Unfall war am Ende eines Abends mit Freunden geschehen, als er sich allein in seinem Auto auf dem Weg nachhause befunden hatte. Nach einem Abend in *jener* Bar. Er hatte dort mit Freunden zusammengesessen und war auf dem Rückweg verunglückt. Lange, bevor ich überhaupt gewusst hatte, was der *Heimatort* war.

»Dann vielleicht bis nachher. Und viel Erfolg beim Arbeiten.« Sie warf mir ein Grinsen zu, das ich vorsichtig erwiderte, ehe ich mich verabschiedete und die Organisation verließ.

Von dort bis zum Haus meiner Eltern war es nicht weit. Fünfzehn Minuten lang kurvte mein Auto durch die Straßen, bis es sich grazil in seine Parklücke schob. Mein Blick glitt über unser Anwesen, das seit Cleys Tod seinen Glanz verloren hatte. Seitdem wirkte es trist und kalt. Zu groß, um ausreichend mit Liebe gefüllt zu werden, obwohl diese vorher gedroht hatte, es zum Platzen zu bringen.

Ich seufzte tief und kramte in der Tasche nach meinem Handy, ohne das Fahrzeug zu verlassen. Überrascht las ich auf dem Bildschirm die eingetroffene Nachricht: *Steht unsere Verabredung morgen noch?* Ich stutzte. Meine beste Freundin - jedenfalls war sie es bis Cleys Tod gewesen - hatte mich vor etwa anderthalb Wochen um ein Treffen zum Plaudern und Wiedersehen gebeten. Beinahe unterwürfig hatte sie in ihrer SMS ihr Bedauern über meinen misslungenen Auslandsaufenthalt geäußert und sich dafür entschuldigt, nicht schon eher mit mir Kontakt aufgenommen zu haben. Ob sie dabei die verstrichene Zeit nach meiner Rückkehr aus Südafrika meinte oder gar die Monate nach Cleys Tod, wusste ich nicht. Weiter hatte ich auch nicht nachgehakt.

Rabea und ich hatten früher beinahe jede freie Minute miteinander verbracht. Wir hatten alles zusammen gemacht, waren gemeinsam zur Grundschule gegangen und später in die Universität. Durch meine enge Verbindung mit Cley war er für Rabea ähnlich vertraut gewesen wie für mich. Manchmal hatte sie ihn sogar als Bruder betitelt. Und schließlich, Jahre vor seinem Tod, hatten sich in ihr noch andere Gefühle geregt. Regelrecht geschwärmt hatte sie für ihn. Da ich ihre engste Vertraute gewesen war, hatte sie gar nicht erst versucht, diese Gefühle vor mir zu verbergen, sondern war von Anfang an offen zu mir gewesen. Eine schwierige Situation für uns alle, denn Cley hatte ihre Gefühle nie erwidert. Irgendwann war die Sache im Sand verlaufen, sodass es stets bei heimlichen Schwärmereien Rabeas geblieben war. Ich wusste trotzdem, dass sie nie damit aufgehört hatte, ihn zu lieben. Nicht mal dann, als sie zwischenzeitig mit anderen Männern liiert gewesen war.

Mit Erreichen der Nachricht seines Todes war unsere Freundschaft zerbrochen. Es war mein Selbstmitleid und ihre Eifersucht auf unsere Zwillingsnähe, die Rabea dazu gebracht hatte, mir aus dem Weg zu gehen. Für sie war es unverständlich, von mir kein Mitleid für ihren eigenen

Schmerz über Cleys Unfall entgegengebracht zu bekommen. Ich hatte es einfach nicht aufbringen können; Mitgefühl für Bekannte und Freunde. Mittlerweile wusste ich, wie egoistisch das gewesen war, doch inzwischen war zu viel Zeit vergangen.

Unsere Treffen waren immer seltener geworden, genauso wie die Nachrichten, die sie mir schickte. Irgendwann hatten wir aufgehört, uns zu sehen. Sie war aus meinem Leben verschwunden wie alle anderen Freunde, die ich eigenmächtig daraus verbannt hatte. Erst, als ich den Lockrufen von John nachgekommen und das erste Mal einer Sitzung im *Heimatort* beigewohnt hatte, war mein Bekanntenkreis wieder erweitert worden.

Beim Gottesdienst im Gemeindehaus hatte John meine Mutter häufig auf mich angesprochen und seine Hilfe angeboten. Ständig hatte sie mich dazu bringen wollen, mit ihm in Kontakt zu treten. Als ich es schließlich, genervt von ihren nicht enden wollenden Beharrungen, getan hatte, war ich überrascht gewesen. Bis dahin war John die erste Person, die mir mit *dem* Verständnis entgegengetreten war, das ich über Monate verzweifelt in meinen Mitmenschen gesucht hatte: Er hatte von Anfang an verstanden, wie schmerzhaft und unheilbar eine zerrissene Zwillingsverbindung war. Seitdem war mir seine Gesellschaft ein wohltuender und angenehmer Zeitvertreib, der mich vom Verlust meiner restlichen Freunde ablenkte.

Obwohl ich eine lange Zeit meiner Enttäuschung über Rabea nachgegeben hatte, konnte ich es nicht verhindern, dass ich jetzt, da sie sich wieder gemeldet hatte, freundlich - fast fröhlich - auf ihre Nachrichten antwortete. *Na klar*, tippte ich ins Handy, schickte die Antwort ab und packte das Telefon zurück in die Tasche. Rabea schien es ernst zu meinen, wenn sie mich schon um eine Bestätigung unseres Termins bat. Ein leises Gefühl der Freude entstand in mir und brachte mich kurzzeitig zum Lächeln, ehe ich mein Auto verließ.

## Alte Versprechen

Als ich zwei Stunden später die Klingel zu Johns Wohnräumen betätigte, konnte ich bereits durch den Türschlitz hindurch den köstlichen Geruch des deftigen Nudelgerichtes riechen. Ich musste nicht lange warten, um meine Wahrnehmung bestätigt zu bekommen: Mit dem Öffnen der Tür schlug mir eine warme Wand aus Lasagne-Duft entgegen. John zog mich strahlend in seine Arme.

»Da bist du ja«, sagte er. »Ich bin froh, dass du hier bist. Das Essen ist schon fertig. Komm, reich mir deine Jacke.« Er zog sie mir von den Schultern und ich streifte meine Schuhe ab, um sie im Flur stehenzulassen.

»Und, wie laufen eure Vorbereitungen für den Urlaub?«, fragte ich und betrachtete dabei beeindruckt die Dekoration des hellen Zimmers. Es war gefüllt mit vielen kleinen Accessoires aus dem afrikanischen Raum. Elefantenskulpturen gab es in jeder erdenklichen Größe und Form. Die grauen Dickhäuter befanden sich zudem auf einigen der gefühlt zehntausend Fotos, welche die lange Wand bis hin zur nächsten Tür zierten.

»Überraschend gut. Es ist schon alles verstaubt. Wir brauchen morgen früh nur noch loszufahren.« Er deutete lächelnd auf eine Elefantenskulptur, vor der ich bewundernd stehengeblieben war. Sie reichte mir bis zur Hüfte. »Du weißt doch, wir reisen sehr gerne nach Afrika. Jedes Mal, wenn wir in Kapstadt sind, um die *Railer-Organisation* zu besuchen, bekommt Marry einen Souvenir-Kaufrausch.«

»Souvenirs kann man da ja auch kaufen wie nichts anderes«, sagte ich in Erinnerung an die unzähligen Marktstände, die ich in Kapstadt gesehen hatte. Zwar hatte ich nicht gerade viel Zeit im Reichen-Gebiet Kapstadts verbringen können, doch dieses Detail war mir im Gedächtnis geblieben.

»Was du nicht sagst. Ich ziehe mich mittlerweile immer in ein Café zurück und warte, bis sie mich dort wieder abholt.«

»Damit solltest du in den nächsten zwei Wochen ja kein Problem haben. Ihr geht in Italien wandern, richtig?«

»Genau. Afrika steht erst im Winter wieder auf dem Programm. In Italien werden wir einzig und allein die Natur genießen. Uns werden die zwei Wochen Auszeit mit unseren Bekannten aus der Toskana guttun. Sie kennen Wanderstrecken, auf denen man nicht einmal Handyempfang haben soll. Kannst du dir das vorstellen?«  
Lächelnd deutete er mir an, durch die Tür zu treten.

Lachend schüttelte ich den Kopf, während ich in das angrenzende Wohnzimmer schritt. Die Art und Vielfalt der Dekoration veränderte sich hier nicht. Nur dass noch mehr Platz dafür herrschte, weil der Raum eine beachtliche Größe aufwies. Obwohl Johns Wohnung meinen Geschmack nicht sonderlich traf, musste ich gestehen, dass die vielen braunen Dekorationsakzente neben den sonst ausschließlich hell gehaltenen Einrichtungsgegenständen einen gewissen Charme ausstrahlten. Ihre Eigenwilligkeit ersetzte die kaum vorhandenen persönlichen Fotos. Nur hier und da fand ich ein aufgestelltes Bildchen, auf dem John und Marry zwischen unterschiedlichsten Bekanntschaften in die Kamera lächelten. Ihre Freunde strahlten stets eine enorme Wichtigkeit aus. Da gab es einen Mann in edlem Anzug, eine Frau in weißem Chefarzt-Kittel und zahlreiche Autoritäten in verschiedensten Uniformen. Ich hatte gewusst, dass die beiden eine Vielzahl von einflussreichen Persönlichkeiten kannten und endlose Kontakte im internationalen Raum besaßen. Immerhin hatte mir der Leiter des *Heimatorts* nicht umsonst vollkommen mühelos einen Platz im begehrten Auslandsaushilfen-Wohnheim in Kapstadt besorgen können. Die Diversität ihrer Bekanntschaften beeindruckte mich trotzdem.

»Ah, da ist ja unser Gast«, riss mich Marrys Stimme aus der Betrachtung ihres Heims. Sie war aus einer Tür getreten,

die unverkennbar das Tor zur duftenden Küche darstellte. Ihre Arme streckten sich zu mir aus, ehe sie mich fest an ihren warmen Leib drückte. Genau wie John war sie ein herzlicher Mensch. Und auch in jeder anderen Hinsicht passte sie perfekt zu ihm. Beide hatten bereits gräuliches Haar, wobei das ihres Mannes weiterhin einen blassen Schimmer Rot aufwies. Marrys Schopf fiel in lockigen Strähnen bis über ihre Schultern hinab. Er umrahmte ihre helle, von lauter rotbraunen Sommersprossen besäte Gesichtshaut passend und verlieh ihr ein jugendliches Aussehen, obwohl sie stark auf die Sechzig zusteuerte.

»Vielen Dank für die Einladung«, sagte ich, als wir uns losgelassen hatten.

»Ist doch klar. John hat mich schon darauf vorbereitet, dass ihr euch um den Fragenkatalog kümmern wollt, bevor wir in den Urlaub fahren. Setzt euch. Die Lasagne ist fertig. Ich hoffe, du hast einen gesegneten Appetit mitgebracht.«

Sie verschwand sogleich in der Küche, während John und ich uns über Eck an dem gedeckten Esstisch niederließen. Meine Augen legten sich ein bisschen überfordert auf den Mann zu meiner Seite. »Ich fasse es nicht, dass du mich dazu gebracht hast«, murmelte ich schnippisch.

Er lächelte. »Es wird dir guttun, du wirst schon sehen. Manchmal hilft es, sich den Dingen, die uns schmerzen, von einem anderen Blickwinkel zu nähern. Ich glaube, das Interview bietet dir genau diese Chance.«

»Na ich weiß nicht.«

Unbeeindruckt lächelte er einfach weiter, was ich von ihm schon kannte. Mit der gleichen eisernen Hartnäckigkeit hatte er mich vor Monaten dazu gebracht, nach Kapstadt zu reisen, um ein neues Leben anzufangen. »Hast du ihn dabei?«

Seufzend kramte ich in meiner Tasche nach dem elektronischen Gerät, auf dem der Katalog gespeichert war. Entsperrt reichte ich es direkt an John, denn ich hatte die Datei Zuhause bereits aufgerufen. Er runzelte konzentriert

die Stirn, als er sie zu studieren begann. Marry kehrte derweil mit der dampfenden Auflaufform zum Tisch zurück und füllte uns auf.

»Guten Appetit«, wünschten wir.

John brummte unbeteiligt etwas dahin und fing an, zu essen. »Die erste Frage ist gar nicht so schwierig«, nuschelte er mit vollem Mund.

Marry unterbrach ihn, bevor er sie vorlesen konnte: »John, Schatz. Kannst du bitte zuerst reden und dann essen? Oder umgekehrt?«

Er grinste seine Frau verschmitzt über den Fragekatalog hinweg an. »Deine Lasagne ist einfach zu gut, um sie warten zu lassen.«

Ich schmunzelte. Zugegebenermaßen war es ein sehr leckeres Gericht, weshalb ich mich ärgerte, vorhin ein so großes Stück von Fredis sättigendem Karottenkuchen gegessen zu haben. Mein Hunger war noch gar nicht vollends zurückgekehrt. Dass Marry eine gute Köchin war, hatte ich zuvor schon gewusst, denn ab und zu brachte sie selbstgemachte Spezialitäten in die Gemeinschaftsräume hinab, wenn eine Sitzung mal wieder länger als geplant dauerte. Ich hatte nie das Gefühl gehabt, dass ihr diese Umstände etwas ausmachten. Sie liebte die Gemeinschaft, wie es ihr Zwilling tat. Da sie aber nebenbei in der Kirche aushalf, nahm sie weniger daran teil als ihr Mann.

»Also, die erste Frage nach dem üblichen Palaver lautet: *Waren Sie sich einer besonderen Gefahr bewusst, als sie damals die Entscheidung getroffen haben, nach Südafrika zu reisen?* Wie würdest du darauf antworten, Cleo?«

Ich schluckte das beklemmende Trotzgefühl mit einem Bissen Lasagne herunter und ließ meine Gedanken schweifen. Es war nicht schwer, eine Antwort zu finden, wenn ich nur sanft in mich hinein horchte: »Natürlich nicht. Klar wusste ich, dass die Armen-Reichen-Struktur dort ein bisschen anders ist wie hier und dass man als Reiche 'nem

Armen über den Weg laufen könnte, aber von einer echten Gefahr bin ich nie ausgegangen.«

»Na bitte, ist doch gar nicht so schlimm, oder?« Er sah mich überzeugend an und nickte eifrig. »Wenn du deine Sprache jetzt noch ein klein wenig fernsehtauglicher wählst, können wir die Antwort direkt aufnehmen und Frage eins damit abhaken.« Unsicher blickte ich ihn an, woraufhin er mit dem Finger auf die Aufnahme-Funktion meines Geräts deutete. »Wiederhole einfach deine Antwort. Nur ein bisschen schöner ausgedrückt.«

Ich seufzte. Aber da ich wusste, dass er nicht lockerlassen würde, begann ich, mir im Kopf die passenden Wörter zurechtzulegen. Ich kaute den letzten Bissen zu Ende, räusperte mich und gab John schließlich ein Zeichen, dass er aufnehmen konnte. »Dass in Südafrika ein größerer sozialer Unterschied herrscht als in Deutschland, wusste ich. Mir war außerdem klar, dass sich dieser im Alltag bemerkbar machen würde, weil ich schon davon hörte, dass eine Begegnung mit Armen möglich sei. Von einer echten Gefahr durch Überfälle oder Entführungen bin ich jedoch nie ausgegangen.«

»Super«, lobte der Mann, nachdem er die Aufnahme abgeschlossen hatte. Zufrieden beobachtete er, wie das Gerät meine Aussage in Schriftform dokumentierte und als Antwort auf Frage eins speicherte. »Weiter geht's: *Wie hat sich Ihre Haltung gegenüber der Armen-Bevölkerung seit Ihrer Entführung geändert?*«

»Puh«, stöhnte Marry. »Die gehen direkt tief in die Armen-Debatte, was?«

John stimmte ihr nickend zu: »Für diese Interview-Menschen ist jemand wie du, Cleo, ein gefundenes Fressen. Es gibt tausende Leute mit einer starken Meinung. Aber dein Fall hat die Diskussion ausgelöst, deswegen interessiert die Menschen *deine* Sichtweise am allermeisten.«

Marry blickte mich eindringlich aus ihren braunen Augen an. »Das bindet dir eine große Verantwortung auf, weißt du

das? Was du auf diese Fragen antworten wirst, kann viele Menschen beeinflussen. Denn du bist ein Gesicht, mit dem sie Empathie verbinden. Eine Reiche, die vermeintlich unter den Armen gelitten hat. Wenn du nun hergehst und selbstbewusst eine positive Meinung zu den Armen vertrittst, könnte das der Armen-Debatte eine völlig neue Richtung geben. Immerhin läuft sie zurzeit stringent darauf hinaus, dass Arme drastischer von Reichen distanziert werden sollen. Deine Behauptung, die Distanzierung sei der falsche Weg, wird die Leute das erste Mal wahrhaftig zum Nachdenken bringen. Sie werden deine Begründungen hinterfragen und letztlich zu dem Schluss kommen müssen, dass du recht hast, weil sie dich als eine glaubhafte, authentische Person einschätzen.«

»Das größte Problem unserer Gesellschaft ist«, stieg John ein, »dass die Reichen kein Bild von den Lebensbedingungen der Armen haben. Für sie ist es das einfachste, Arme wegsperren zu lassen, um sich nicht mit ihnen zu beschäftigen. Wenn du ihnen zeigst, dass es gute Gründe dafür gibt, sie zu *integrieren*, statt sie auszusperren, wird es einen Haufen Leute geben, die sich das erste Mal in ihrem Leben Gedanken über diese Möglichkeit machen. Du könntest dadurch wirklich etwas bewegen, Cleo.«

Ich schluckte. Vor meinem inneren Auge entfaltete sich eine Erinnerung an Eric, als wir in der Öffnung der Fabrikhalle gesessen und er mir ähnliche Worte vorgetragen hatte. Der Enthusiasmus, den die beiden an den Tag legten, glich dem des Diebesbosses. Gleichauf musste ich an die mysteriöse Frau an seinem Krankenbett denken, welche genau dasselbe von ihm gefordert hatte, was Marry und John mir nun zu verklickern versuchten: Gleichheit zwischen Armen und Reichen zu etablieren.

Mit einem Mal fühlte ich mich Eric ganz nah und tippte selbstbewusst auf die Aufnahme-Funktion für Frage zwei. »Mein Blick auf die Armen-Bevölkerung ist sehr viel klarer geworden. Bevor ich nach Afrika reiste, wusste ich nichts

über sie. Durch meine Entführung hatte ich das erste Mal Berührung mit diesem Teil unserer Gesellschaft. Ich musste erschrocken feststellen, dass die Umstände, in denen die Armen leben müssen, katastrophal sind. Sie haben kaum Nahrung, nur an zwei Tagen in der Woche gibt es fließendes Wasser und ihr Geld reicht nicht mal dazu aus, Grundbedürfnisse zu befriedigen. Eine Entführung ist nicht zu entschuldigen, aber mein Einblick in die Lebensverhältnisse der Armen hat mich verstehen lassen, was diese Menschen zu so einem drastischen Schritt antreibt. Ihr Hang zur Kriminalität kam mir mit jedem Tag, den ich in ihrer Welt verbrachte, begründeter vor.«

Als ich geendet hatte, starrten mich zwei stolze Augenpaare an. »Wow«, stieß Marry hervor. »Das war genau das, was ich meinte! Sehr kraftvoll, Cleo.«

»Gut gemacht«, lobte John und nickte anerkennend. »Es wird die Leute umhauen. Ich glaube kaum, dass sie mit dieser Aussage rechnen.«

Obwohl ich mich vehement dagegen gewehrt hatte, mich mit den Fragen auseinanderzusetzen, geschweige denn mit meinen Antworten ins Fernsehen zu kommen, musste ich feststellen, dass ich mich mittlerweile wohlfühlte. Die bekräftigenden Worte von John und Marry gaben mir seit langem wieder das Gefühl, nicht allein dazustehen. Ich hatte gewusst, dass die beiden stets auf meiner Seite gewesen waren und schon immer eine Sympathie oder zumindest Verständnis für die Armen-Bevölkerung aufgebracht hatten. Doch seit ich mich ausschließlich auf die Aufklärung von Cleys Mord konzentriert hatte, waren zwischen John und mir nicht allzu viele Gespräche über meine Zeit in Kapstadt aufgekommen. Es fühlte sich wahrhaftig gut an, sie zu reflektieren und dabei Zuspruch von zwei Reichen zu bekommen. Beschämt stellte ich fest, dass er mit seiner Behauptung im Vorfeld wieder einmal recht behalten hatte.

»Was ist die nächste Frage?«, wollte ich wissen, ehe ich mir Lasagne auf die Gabel lud.

John begann zu grinsen. »Jetzt hast du Blut geleckert, was?« Er blätterte im Fragekatalog weiter und las vor: »*Ihre Entführer sind noch nicht gefasst. Was für eine Strafe wünschen Sie sich für die Verbrecher, die Ihnen all das angetan haben?*«

Marry lehnte sich vor. »Du darfst jetzt nicht zu weich werden, wenn du authentisch sein möchtest. Eine Strafe ist gerechtfertigt, in Anbetracht dessen, was du durchgemacht hast.«

Ich blickte in ihr sommersprossiges Gesicht und überlegte, wie ich antworten sollte. John half mir auf die Sprünge: »Denk dabei nicht an Eric. Stell dir vor, es wäre von Anfang an Nishan gewesen, der dich aus dem Wohnheim entführt hat. Welche Strafe könntest du dir für ihn vorstellen?«

Mit gerunzelter Stirn erinnerte ich mich an die Nacht zurück, in der ich auf der dreckigen Eckbank im Lager des Diebesbosses gehockt hatte. Zu dem Zeitpunkt hatte ich ihm nichts Gutes gewünscht. Dann rief sich mir aber Erics Bestreben nach Gerechtigkeit wieder in Erinnerung und mir kam eine Idee, wie ich im Interview meinen roten Faden behalten konnte: »In erster Linie wünsche ich mir keine Strafe, sondern einen ordentlichen Prozess, wie ihn ein reicher Verbrecher bekommen würde. Nur wenn wir die Armen-Bevölkerung fair in unsere Reichen-Gesellschaft integrieren, hat sie die Chance, sich im positiven Rahmen zu entwickeln und ihre Kriminalität einzustellen.«

»Perfekt«, lobte John lachend und wedelte mit dem Gerät herum. »Ich verstehe gar nicht, warum du dich so dagegen gesträubt hast, dich hiermit auseinanderzusetzen.«

Mein Mund verzog sich. »Ich will nicht ins Fernsehen.«

»Wieso denn nicht?«, wollte Marry wissen. »Wenn man in den Nachrichten Meinungen über dich hört, sind diese ausschließlich positiv. Und mal ehrlich - du bist so eine hübsche junge Frau. Wer würde dir nicht gerne im Fernsehen zuschauen? Damit bist du in der besten

Ausgangsposition, um unsere Gesellschaft zu erreichen. Du kannst wirklich etwas Gutes tun, Cleo. «

Ich belächelte dankend ihr Kompliment und seufzte, ehe ich fragte: »Was wollen sie als Nächstes wissen?«

»Die nächste Frage dreht sich ganz konkret um die Armen-Debatte.«

Raunend rauschte Marrys Aussage dazwischen: »Ich habe doch gesagt, die Leute brennen auf deine Meinung.«

John nickte. »Genau danach wird hier gefragt: *Zurzeit dreht es sich in allen politischen Kreisen, aber auch in der Bevölkerung, um die Armen-Debatte. Die große Mehrheit vertritt den Standpunkt, dass Arme noch drastischer von uns Reichen verbannt werden müssen, damit wir uns sicher fühlen können. Wie stehen Sie dazu?*«

Mittlerweile fiel es mir leicht, die Antwort zu formulieren. Einen Moment lang legte ich mir im Kopf meine Worte zurecht, ehe ich auf *Aufnahme* tippte und sprach: »Ich sehe das anders. Die Reichen betrachten ausschließlich, was Arme für schlechte Dinge tun. Nicht aber, was sie dazu antreibt. Gründe für die hohe Kriminalitätsrate sind die miserablen Zustände in den Armen-Gebieten, durch mangelnde Zulieferung von Nahrungs- und Hygienemitteln, durch Abschalten der Strom- und Wasserleitungen und durch die strikte Trennung ihrer Bevölkerungsschicht von unserer. Reiche haben diese Missstände zu verantworten. Ich finde, Arme sollten in unser System integriert werden. Sie sind Menschen wie Sie und ich. Es ist nicht fair, sie auszuschließen, nur weil sie weniger Geld haben. Wenn wir ein System entwickeln können, in dem wir alle miteinander leben, lässt unter Garantie auch die Kriminalität nach und wir können uns auf den Straßen sicher fühlen.«

»Du hast vollkommen recht«, pflichtete mir Marry stolz bei, sobald die Aufnahme beendet und meine Antwort fest im dafür vorgesehenen Feld dokumentiert war.

»Sehr gut, Cleo. Damit sind bereits alle politischen Fragen abgehakt. Der Rest bezieht sich auf Stimmungen

und Emotionen. Es geht darum, wie du dich gefühlt hast, als dich dein Entführer vor den Augen der Kapstädter Polizisten verschleppt hat und ob du nochmal nach Südafrika reisen würdest. Alles etwas, das du aus dem Stegreif beantworten kannst.«

Ich nickte nachdenklich. »Ja, diese Fragen sind leicht.«

Er schob mir das Gerät über den Tisch, als ich gerade den letzten Bissen meiner Lasagne aufgabelte. »Ich denke, du kannst das Interview problemlos hinter dich bringen.«

»Wenn mir nur nicht so viele Menschen dabei zusehen würden«, murmelte ich mit vollem Mund, ehe ich alles runterschluckte.

»Genaugenommen haben dich sowieso schon Milliarden Menschen gesehen. Die Aufnahmen von deiner Entführung und der Befreiung kursieren seit Monaten in den Medien. Darum solltest du dir keine Sorgen machen.«

Vielleicht hatten sie recht. Außerdem blieb mir nicht mehr viel Zeit, es mir anders zu überlegen. Die Live-Ausstrahlung des Interviews war schon für übernächsten Sonntag geplant; also in einer guten Woche. *Blickpunkt* hieß die Sendung, in dessen Rahmen der Fernsehauftritt durchgeführt werden sollte. Sie wurde alle zwei Wochen ausgestrahlt und drehte sich stets um brisante politische Themen, womit sie zu neunzig Prozent das Interesse der breiten Bevölkerung traf. Häufig traten darin berühmte, einflussreiche Persönlichkeiten auf, weshalb es mir eine Ehre sein sollte, ebenfalls Teil der Sendung sein zu dürfen. Sie war überaus beliebt.

Ich seufzte, als mein Blick auf die restlichen unbeantworteten Fragen glitt. Stumm las ich mir noch einmal die letzte Antwort durch und ergötzte mich an dem wärmenden Gefühl, dass sie einen Teil des Versprechens einlöste, das ich Eric damals bei der Fabrik gegeben hatte: Ich würde den richtigen Leuten von den Missständen erzählen, wenn ich je wieder im Reichen-Gebiet ankäme. Die Sendung *Blickpunkt* erreichte so viele Zuschauer, dass

sicherlich genug einflussreiche Menschen darunter waren. Es würde ihn stolz machen, was ich im Interview zu bedenken gab. Angetrieben von dieser Erkenntnis, beantwortete ich mit knappen Worten die übrigen Fragen und speicherte das Dokument ab. In Nullkommanix befand es sich auf dem elektronischen Weg zum Sender MIN. Damit war meine Teilhabe an dem Interview besiegelt.

## Wiedersehen

Als ich Rabea das erste Mal seit Monaten sah, erkannte ich sie kaum wieder. Es schien mir, als hätte sich ihre Haltung von Grund auf geändert. Plötzlich lief sie aufrecht und kerzengerade, obwohl sie immer eine leichte Buckelhaltung gehabt hatte, und ihre Schönheit erstrahlte direkt unter den matten dunkelbraunen Haaren, als sei sie das Glück in Person. Meinen Titel als Sonnenschein würde ich heute garantiert an sie abtreten müssen. Grazil wandte sie sich in ihrem Sommerkleid zwischen den Stühlen und Tischen der Eisdiele hindurch, wo ich seit einer Viertelstunde auf ihr Eintreffen wartete. In der Zwischenzeit hatte ich schon befürchtet, sie wäre zu feige, um herzukommen. Dabei hätte ich es wissen müssen, denn Pünktlichkeit hatte nie zu ihren Stärken gezählt.

Ich war mir unsicher darüber, wie ich sie begrüßen sollte. Wusste auch nicht, ob ich so strahlend lächeln sollte wie sie oder ob es legitim war, meine Befangenheit nach außen durchscheinen zu lassen. Letztlich erhob ich mich, als sie fast bei meinem Tisch angekommen war, ohne zu wissen, was ich damit bezweckte. Früher hatten wir uns immer umarmt. Aber *früher* schien eine Ewigkeit lang her zu sein.

»Heeeeey«, sagte sie langgezogen. »Es tut mir wahnsinnig leid, dass ich dich habe warten lassen. Ich bin nicht pünktlich von der Arbeit losgekommen und dann war auch noch so viel Verkehr.«

»Ist schon gut«, erwiderte ich und wir verharrten voreinander. Das erste Mal sahen wir uns wahrhaftig in die Augen. Ihre Iriden schillerten genauso, wie es der Rest ihrer Gestalt tat. Früher hatte Rabea immer ein bisschen grau und unscheinbar gewirkt. Hübsch, keine Frage, aber eben nie besonders auffällig. Jetzt kam sie mir alles andere als das vor: Sie zog jeden Blick auf sich.

»Komm her, lass dich drücken«, brach sie schließlich das unangenehme Schweigen und wir nahmen uns in den Arm. Es war keine lange Umarmung, denn sogleich setzten wir uns an den runden Kaffeetisch.

Ich konnte nicht anders, als meine Bewunderung über ihre Erscheinung kundzutun: »Du siehst gut aus.«

»Danke. Mir geht es auch sehr gut.«

»Ja, das ist kaum zu übersehen.« Ich lächelte, obwohl mir einen Augenblick lang zum Heulen zumute war. Es war klar, warum sie mir das Kompliment nicht zurückgab. Ich wusste schließlich, wie ich aussah. Der knappe Schlaf und der ständig an mir nagende Drang, irgendetwas zu tun, strapazierten mein Äußeres. Normalerweise ging ich nicht viel vor die Tür, weshalb ich mich wenig darum kümmerte, aber vor ihr war es mir schlagartig peinlich.

Sie lehnte sich lächelnd zurück, ohne ihren Blick von mir zu nehmen. Es war, als wollte sie alles an mir begutachten und jede Veränderung wahrnehmen. Von denen gab es bestimmt viele, denn unser letztes Treffen war schon so lange her, dass ich den Zeitpunkt nicht einmal genau benennen konnte. Wahrscheinlich grenzte er an ein Jahr.

»Und wie geht es dir?«

»Ganz gut, eigentlich.« Es war eine glatte Lüge und in dem Augenblick, als ich sie ausgesprochen hatte, wusste ich schon, dass Rabea sie mir nicht abnahm. Die Wahrheit war immerhin nicht zu übersehen. Daher holte ich weiter aus: »Ich bin jetzt seit zwei Monaten zurück in Deutschland und mittlerweile habe ich mich wieder an alles gewöhnt. Ich meine, nicht, dass ich allzu lange weg war. Aber die Sache ... also die Entführung, hat vieles verändert.«

Sie nickte, als könnte sie nachvollziehen, was ich meinte. »Sowas muss man erst mal verkraften. Als ich davon hörte, war ich geschockt. Jeden Tag habe ich vor dem Fernseher gesessen und auf eine gute Nachricht gewartet. Sobald ich erfuhr, dass du befreit bist, nahm ich mir vor, dich auf jeden Fall zu treffen, damit du mir erzählen kannst, wie es war.«

Ein verhaltenes Lächeln zuckte über meine Lippen, doch bevor ich etwas antworten konnte, haute sie sich mit der flachen Hand gegen die Stirn und sagte: »Mein Gott, entschuldige. Das klingt, als solltest du mir von einem Urlaub erzählen. So meine ich das natürlich nicht. In erster Linie will ich sichergehen, dass es dir gut geht.«

Jetzt wurde der Ausdruck auf meinem Mund beständiger. Was sie erzählte, gab mir das Gefühl, ihr trotz all der Differenzen wichtig zu sein, was langsam aber sicher an meiner Fassade der Distanz zu kratzen begann. »Mir *geht's* gut. Eigentlich ging es das die ganze Zeit.«

»Wie meinst du das?« Sie legte den Kopf schief, wie sie es schon immer getan hatte, wenn sie ehrliches Interesse an einer Antwort hatte, und ich ertappte mich bei der Erinnerung daran, dass ich diese Geste früher abgöttisch an ihr geliebt hatte. Wann Rabea ehrlich war und wann nicht, konnte man wunderbar an ihrem Gesicht ablesen.

»Selbst während meiner Gefangenschaft ging es mir nicht schlecht. Nicht *wirklich* jedenfalls.«

»Manche Leute sagen, die Entführer hätten dich gefoltert. Allein aus Boshaftigkeit. Ich hatte solche Angst davor, dass das wahr sein könnte.« Sie murmelte es so leise, dass ich es kaum verstand. Als wollte sie nicht, dass es irgendwer mitbekam. »Aber das scheint nicht zu stimmen.«

Ich schüttelte beschwichtigend den Kopf. »Sie haben mich sogar sehr gut behandelt. Haben mir Essen und Kleidung gegeben. Ich war zwischenzeitig mehr ein Gast als eine Gefangene.« Erst, als es aus mir herausgesprudelt war, bemerkte ich, was ich ihr da erzählte. So detailliert hatte ich ihr meine Zeit in Kapstadt gar nicht schildern wollen.

Ihre braunen Augen blickten mich groß an. »Das wusste ich nicht. Ich meine, sowas habe ich in den Medien nie gehört.«

»Es sickern in letzter Zeit zum Glück nicht mehr so viele Informationen durch«, entgegnete ich schulterzuckend. »Ich

habe allerdings niemals behauptet, dass ich gefoltert wurde. Wo auch immer du das gehört hast - es ist gelogen.«

»Das ist beruhigend. Aber wenn sie so nett zu dir waren, wieso haben sie dich dann nicht einfach freigelassen? Warum wollten sie unbedingt ein Lösegeld haben?«

Abermals zuckte ich die Schultern. »Es gab Reibereien mit einer anderen Diebesbande. Durch die Lösegeldzahlung hätten sie ihr gegenüber einen Vorteil gehabt. Außerdem haben sie nur wenig Geld. Jeder Cent ist für sie ein Vermögen.« Es war mir mittlerweile ein Leichtes, die zusammengereimte Geschichte glaubhaft rüberzubringen. Immerhin hatte ich es oft genug getan. Die offizielle Version meiner Entführung sah so aus: Die Lösegeldforderungen zwischen Nishan und der Polizei hatten sich hingezogen. Doch bevor irgendetwas hätte gezahlt werden können, war ich der Polizei auf dem Weg in ein anderes Lager in die Arme gelaufen. Meine Entführer hatten mich nicht zurückhalten können, weil sie zu sehr von den rivalisierenden Räufern eingenommen worden waren, die in jener Nacht einen Angriff ausgeübt hatten. Ganz fern von der Wahrheit war diese Version nicht. Nur dass mich in Wirklichkeit Erics Bande entführt hatte und es um weit mehr als Lösegeld gegangen war. Von den Maschinengewehren wusste niemand. Offenbar hatte nicht einmal Herr Zeppler seine Kollegen über Nishans wahre Forderung in Kenntnis gesetzt, und ich wog mich in angeblicher Unwissenheit über die Verhandlungen.

»Das ist so krass«, sagte Rabea kopfschüttelnd. »Ich kann mir kaum vorstellen, was du durchgemacht haben musst.«

Wenn sie nur wüsste. Ich lächelte mit einem Hauch Dankbarkeit und deutete auf das Bestellmenü im Tisch. »Wollen wir eigentlich auch Eis essen oder was machen wir mit dem angebrochenen Tag?«

»Na klar. Ich wusste schon heute Morgen, was ich nehme. Seit Tagen habe ich Lust auf Schokoladeneis.«